



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schletterer, H. M.: Zur Erinnerung an Ludwig Spohr.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zeugen angebracht werden kann. In ähnlicher Weise können Vorbereitungen getroffen werden, um das gewöhnliche Bauernfuhrwerk zum bequemen Transportmittel umzugestalten. Doch sollen die Vereine nur solche Gegenstände im Frieden bereits beschaffen, welche bei Ausbruch eines Krieges nicht ohne weiteres allenthalben und in ausreichender Menge für Geld zu bekommen sind. Was aber an Lazarethbedürfnissen und dergleichen vorsorglich angesammelt wird, ist durch gute Aufbewahrung in brauchbarem Zustande zu erhalten und regelmäßig zu ersetzen. In letzter Hinsicht empfiehlt sich die Anlage von Musterdepots, welche Aufschluß gewähren über die mancherlei notwendigen und wünschenswerten Gegenstände, wie über die Art ihrer Aufbewahrung.

Die werththätige Arbeit des roten Kreuzes in den Tagen der Bedrängnis wird überall und von jedermann rühmend anerkannt, aber auch die Vorbereitung im Frieden erfordert nach den vorstehenden Andeutungen nicht allein die umfassende, hingebende Thätigkeit einer großen Zahl von Personen, sondern bedarf auch zur Durchführung ihrer segensreichen Zwecke bedeutender Mittel. Das Buch des Herrn von Criegern ist hauptsächlich geschrieben für ein Publikum, welches den Vereinigungen unter dem Zeichen des roten Kreuzes bereits nahe steht. Doch bin ich der Überzeugung, daß kein Vaterlandsfreund dasselbe ohne den Entschluß aus der Hand legen wird, auch seinerseits nun auf irgend eine Weise die Zwecke und Ziele der freiwilligen Krankenpflege zu fördern. Mir selbst aber würde es zu hoher Befriedigung gereichen, wenn diese Zeilen dem einen oder andern Leser d. Bl. zu solchem Entschluß die Anregung gegeben hätten.

Leipzig.

Hermann Vogt.



Zur Erinnerung an Ludwig Spohr.

Von H. M. Schletterer.



er erinnert sich an den Gedächtnistagen lieber Personen, edler und großer Männer nicht gern in Verehrung der Heimgegangenen? Ist es doch, als könnten an solchen Tagen längst Abgeschiedene uns auch leiblich wieder nahe treten, und in unserm Gedächtnis leuchten verblaßte Eindrücke in hellen Farben frisch auf, die unbewußt lange in unsrer Seele schlummerten. So wird auch in meinem Geiste die Erinnerung an einen theuern Mann, einen erhabenen Künstler und einen verehrungswürdigen Menschen, den ein gütiges Geschick mir einst zum Lehrer gab, je mehr der laufende Monat sich seinem Ende zuneigt, täglich lebendiger, und

es drängt mich, einige Blätter hier zusammenzustellen, die imstande sein dürften, auch andern die edle und hohe Erscheinung des nun seit vierundzwanzig Jahren zu ewiger Ruhe Gebetteten zu vergegenwärtigen.

Am 5. April 1784 wurde in Braunschweig Ludwig Spohr geboren. Sein neunundneunzigster Geburtstag steht also nahe bevor. Die Feier desselben gewinnt dadurch noch erhöhte Bedeutung, daß an ihm das Standbild enthüllt werden soll, welches Freunde und Verehrer ihm an dem Orte seiner langen ruhm- und ehrenreichen Wirksamkeit, in Kassel, zu errichten beschlossen haben.

Wem, der ihn persönlich gekannt, muß im Hinblick auf dies Ereignis nicht das Bild des herrlichen Künstlers, der sich in zahlreichen unübertroffenen und unvergänglichen Werken selbst das schönste und beneidenswerteste Denkmal gesetzt hat, lebhaft zurückgerufen werden? Er wird auf der Königstraße im Geiste wieder der majestätischen Gestalt begegnen, die, in einen eng anschließenden Radmantel gehüllt, das mächtige Haupt mit der historischen grünen, oben abgerundeten und mit einem großen Schilde versehenen Mütze bedeckt, würdigen Schrittes zum Theater oder ins Lesemuseum wandelt. Er wird ihn am Dirigentenpulte im Theater sitzen sehen, wie er mit Ernst und Strenge seines Amtes waltet, unfehlbar in seinen Bestimmungen und Anordnungen und keine Mißachtung oder Deutelei derselben duldend. Er wird, wenn er selbst Schüler Spohrs gewesen, tieferregt der bang-glücklichen Momente gedenken, da er, das Geigenkästchen unterm Arme, voll Zagen und Unruhe, wie ihm heute wohl die Lösung seiner Aufgabe gelingen werde, am Holländer Thore von der Straße abbiegend, zwischen Gartenmauern und am alten Kirchhof vorüber zu der von sorgsam gepflegten Blumenbeeten umgebenen traulichen Villa des verehrten Lehrers eilte. Dort findet er den Herrn Generalmusikdirektor mitten im Zimmer stehend, die Hände behaglich in die Brusttaschen des grauen Hausrockes gesteckt und mit freundlichem Wort und gütigem Lächeln den achtungsvollen Gruß des Schülers erwiedernd. Jetzt schreitet der Verehrte zu einem neben der Zimmerthüre stehenden Tischchen, auf welchem, in eine Lederdecke gehüllt, ein doppelter Geigenkasten steht. Er nimmt den kostbaren, die erstaunlichste und zugleich süßeste Tonfülle bergenden Stradivarius heraus, preludirt einige kühne, schwer nachzuahmende Läufer und nimmt dann im bequemen Lehnstuhl Platz, um das Spiel des am Fenster in hellster Beleuchtung stehenden Zöglings mit Auge und Ohr sorgsamst zu überwachen, seinen Vortrag mit einer wunderbaren zweiten Stimme zu begleiten und am Ende, ohne seinen Sitz zu verlassen, ihm nun selbst das betreffende Tonstück in vollendeter, untadeliger Weise vorzuspielen. Kein falscher Strich, keine fehlerhafte Nuance, keine schwankende Intonation entgehen dem strengen Lehrer. Wie blickt sein Auge unwillig auf, wenn es dem Schüler nicht gelingt, seinen Ansprüchen sofort gerecht zu werden! Und wiederum, wie strahlen diese milden, unvergeßlichen blauen Augen freundlich und ermutigend, wenn es dem Schüler glückt, des Meisters Wünschen zu genügen!

Oder wem, der Spohr je im Konzert spielen hörte, wird diese Erinnerung sich vermischt haben? Hat er vor- oder nachher gleiches oder ähnliches gehört? Ist ihm je wieder ein so voller und sieghafter und doch so weicher, edler Geigenton vorgekommen? Eine solche unnachahmliche Grazie und Eleganz des alle, auch die größten technischen Schwierigkeiten mit souveräner Freiheit beherrschenden Vortrags? Hörte er jemals wieder so tiefergreifende, Seele und Ohr mit dem wonnigsten Zauber bestrickende Melodien, so klare, perlende Läufer, ein solch breites und doch so elegantes und zwangloses Staccato? Und dabei dieser Anstand im Auftreten und der ganzen Haltung, diese Würde in allen Bewegungen! Und endlich in ihrer Gesamtheit diese von allen Schlacken, von aller irdischen Unvollkommenheit befreite Leistung!

Doch es ist hier nicht meine Absicht, über Spohr als den größten Geiger, den gefeiertsten Dirigenten, den gewissenhaftesten Lehrer, den klassischen Tonsetzer zu sprechen, nur den edeln, verehrungswürdigen Menschen will ich zu schildern versuchen, den charaktervollen, deutschen Mann von echtem Schrot und Korn, der im Umgange durch seine Eigenschaften des Herzens und Gemütes den hochstehenden und von seiner Zeit mit allgemeiner gerechter Bewunderung gefeierten Künstler fast vergessen ließ.

Spohr liebte es, nach den Mühen angestrenzter Amts- und schöpferischer Thätigkeit während der Theaterferien von Zeit zu Zeit einen Badeaufenthalt zu nehmen. Ein großer Freund der Natur, ausdauernd in körperlichen Strapazen (wie er denn auch ein vortrefflicher Schlittschuhläufer und ein unermüdlicher Schwimmer war), fand er in der Zurückgezogenheit, Ruhe und schönen Umgebung der von ihm gerne besuchten Bäder, namentlich der böhmischen, stets wohlthätigste Erfrischung und Kräftigung. Bereits im Jahre 1824 begleitete er seine erste Gattin, Dorette, geb. Scheidler, eine vorzügliche Harfen- und Klavierspielerin und als solche die Genossin seiner an Auszeichnungen aller Art reichen Kunstreisen, die in der letzten Zeit von einem quälenden Nervenleiden heimgesucht war, nach Marienbad. Für ein ihm damals von der dortigen Musikgesellschaft gebrachtes Ständchen, bei welchem unter Direktion eines Mannes, der im Winter das wenig lukrative Geschäft eines Leinewebers betrieb, Cherubinis Medeenouverture recht gelungen ausgeführt wurde, zeigte er sich dankbar durch die Komposition eines Walzers à la Strauß, der, später bei Haslinger in Wien gedruckt, heute leider aus dem Musikalienhandel gänzlich verschwunden ist. Die, wie es schien, anfänglich mit dem bestem Erfolge gebrauchte Marienbader Kur erwies sich für Spohrs Gattin leider nicht von nachhaltiger Wirkung, denn sie starb schon wenige Monate nach ihrer Rückkehr nach Kassel (20. November 1824). In der Folge wurde Karlsbad der Lieblingsaufenthalt des Meisters. Er besuchte es viermal, 1838, 1842, 1845 und 1849. In spätern Jahren, 1854 und 1859, wandte er sich mit Vorliebe nach dem kleinen, stillen Alexandersbade im Fichtelgebirge, wo die Erinnerung an seine Anwesenheit noch heute

nicht erloschen ist. Die ihm vorgeschriebene Brunnenkur brauchte er stets mit musterhafter Gewissenhaftigkeit, die Vormittage zu vorschriftsmäßigen Spaziergängen, schöne Nachmittage aber immer zu weitem Ausflügen benützend.

Über seinen letzten Karlsbader Aufenthalt berichtet nun ziemlich eingehend der Brief einer hochstehenden und hochgebildeten Dame, welche, in vertrautem Verkehr mit Spohr und seiner Gattin lebend, Gelegenheit fand, einen tiefen Blick in das Wesen des edeln Mannes zuthun. Dieses schätzbare Schriftstück, welches in so liebenswürdiger Weise die Erlebnisse der Kurzeit und das Zusammensein mit dem Künstler schildert, mag hier zuerst eine Stelle finden.

Es war im Jahre 1849, als ich das Glück hatte, mit Spohr und seiner Gattin während der Kurzeit in Karlsbad mehrere Wochen fast täglich zusammen zu sein. Spohr liebte diesen Ort ungemein. Der kräftige Sprudel hob seine kleinen körperlichen Leiden, und der elegisch-romantische Charakter des Tepelthales sympathisirte mit seinem tiefen Seelenleben. Den ihn oft lästigen Kapellmeistergeschäften enthoben, in ungestörtem Umgang mit seiner Gattin, in dem musikalischen Böhmen wie ein Fürst geehrt, erschloß sich hier mehr wie sonst sein Inneres der Außenwelt.

Und er bedurfte der Erholung in diesem Sommer ganz besonders. Mit größtem Interesse war er der Bewegung des Jahres 1848 gefolgt und hatte alle die Enttäuschungen, die dem deutschen Volke in dieser verhängnisvollen Zeit bereitet worden waren, schmerzlich empfunden. Er war niedergedrückt davon als tausend andre, die im Vordergrunde stehend, vielleicht handelnd mit eingegriffen hatten. Jeder Eindruck grub sich entweder ganz und nachhaltig in sein Sinnen und Denken oder ließ ihn völlig unberührt. Der kleine Staat nun, der ihm zur Heimat geworden, litt unter der damaligen Reaktion mehr als andre deutsche Länder, die zum Teil sogar einige Vorteile aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten vermochten.

Wenige wohl ahnten, was in der Seele des anscheinend gleichgiltig in das politische Leben blickenden Meisters vorging. Man konnte wähnen, daß er, gleich Goethe nur mit künstlerischen Interessen beschäftigt, sich nur wenig um die Zeitfragen, die das ganze Vaterland bewegten, bekümmere. Wie sehr er aber davon erfüllt war, wurde mir zufällig kund. Ich verhandelte mit seiner Frau die kritische Frage, inwieweit ein Künstler sich ohne Nachteil für sein Schaffen in Politik vertiefen dürfe? An einer uns bekannten Persönlichkeit versuchten wir zu beweisen, daß es namentlich für einen Musiker bedenklich sei, sich aus dem freien Äther idealen Denkens in das chaotische Wirrsal politischer Verhältnisse herabziehen zu lassen. Wohl müßten die allgemeinen Ideen der Freiheit und Humanität seine Seele durchglühen, aber die oft mißglückten Versuche, sie im Leben zu verwirklichen, ihm im Interesse seiner Kunst fernbleiben.

Der Meister hatte uns lange schweigend, anscheinend teilnahmlos zugehört. „Aber kann sich irgend ein Mensch dem entziehen?“ fragte er plötzlich, und nun erinnerte ich mich erst, daß er die neuesten Tagesblätter stets mit lebhaftestem Interesse studirte, daß einige der bedeutendsten Repräsentanten aus dem Centrum des Frankfurter Parlaments sich ihm als Gesinnungsgenossen angeschlossen hatten. Nun wurde mir klar, daß nicht allein der Künstlerstolz ihn nie ein Knie vor den Großen der Erde beugen ließ, sondern der unerschütterliche Grundsatz, der in jeder freien Verfassung liegt. „Nur persönlicher Wert kann die Achtung bedingen, die man einem Menschen zu erzeigen hat.“

Spohr aber war konsequent in Worten und Handlungen bis zu den kleinsten Beziehungen. Erfreut mußte man das in einer Zeit bemerken, in der so viele Widersprüche zu Tage traten. Er besaß in hohem Grade das, was man so selten in den Kreisen findet, die sich den schönen Künsten, namentlich der flüchtigen Muse der Töne weihen — Charakterfestigkeit. Ihn durchdrang jene reine und große Humanität, die, schweigsam in Worten, doch durch das ganze Leben sich bethätigt, jene Freisinnigkeit, die keine Schmeicheleien des Ehrgeizes, der Eitelkeit oder anderer Interessen von der einmal gezogenen Richtschnur des Handelns abzuleiten vermag.

Wir waren in einem Konzerte, in dem eine mittelmäßige Sängerin uns mit unaufhörlichen Kadenzten und Trillern, aus denen nur selten eine ansprechende Weise auftauchte, beglückte. Spohr saß mit uns in einem entfernten Winkel. Doch waren aller Augen auf ihn gerichtet, und als er erst einmal applaudirt hatte, folgte ein Beifallssturm jeder Passage. „Aber sind Sie wirklich entzückt?“ fragte ich ihn leise. „Nein, indeß thut die Ärmste ihr möglichstes, und sie wäre totgemacht, applaudirte man ihr nicht.“ Noch saß ich in stiller Bewunderung dieser Gutmütigkeit, als sich ein mit vielen Orden geschmückter Elegant durch die ihm ehrerbietig Platz machende Menge gegen uns herandrängte. Es war der Kavaliereiner in der vordersten Reihe sitzenden russischen Fürstin. Eine Flut schöner Redensarten, durch das Entzücken, den berühmten Mann zu sehen, hervorgerufen, entströmte seinen Lippen. Spohr erwiderte ernst und kalt mit ruhiger Verbeugung. Nun kam die Hauptsache: die Fürstin wünsche Deutschlands berühmtesten Virtuosen und Komponisten persönlich kennen zu lernen und lasse ihn bitten, sich ihr vorzustellen. Als Spohr diese Ehre seiner unscheinbaren Toilette wegen ablehnte, stiegen die Fluten unsäglichlicher Schmeicheleien noch höher, und es wurde versichert, daß seine Herrin sich glücklich schätzen würde, ihn zu empfangen ohne jede Rücksicht auf seine Kleidung.

Es war ein fast komischer Anblick, den kleinen, gewandten Hübbling sich wie einen Mal schmiegen zu sehen und seine Bemühungen zu beobachten, den abwehrenden Künstler mit seinen Neigen zu umgarnen. Aber dieser blieb fest. Er hat ohne zwingende Gründe nie einen Entschluß geändert. Andern Tags besuchte er eine ebenso vornehme musikalische Dame, die sehr leidend war und den Wunsch nur zufällig ausgesprochen hatte, ihn zu sehen. Eine kindische, aus falschem Stolze hervorgehende Mißachtung der Großen der Erde, weil sie eben die Großen sind, lag ihm fern. In Palästen wie Hütten mußte er Menschenwert zu schätzen.

Außerordentliche Geduld bewies Spohr nicht nur der Sängerin gegenüber, deren Konzert er besucht hatte, sondern überhaupt stümperhaften Musikern, die unter manchen vortrefflichen in dem zahlreich frequentirten Kurorte vielfach auftauchten. Bei der Ankunft in Karlsbad wird jeder Kurgast pflichtschuldigt vom Thurme herab angeblasen und zwar meist mit dem gleichen Marsch, der sich nach unzähliger Wiederholung zuletzt so im Ohre festsetzt, daß man, wenn er auch schweigt, ihn doch immer zu hören meint. Vom frühesten Morgen bis zur späten Nacht tönen hier Geigen, Oboen, Flöten, Harfen u. s. w. Wohin man sich auch wenden mag, auf Felsen und im einsamsten Waldesgrund, im anmutigen Zauber-schloß am rauschenden Teipel, im kleinen Krystallpalast in tiefstem Waldesdunkel, zur verlassensten Eremitage und in seltenst besuchter Einöde verfolgt oft entsetzlichste Musik den Ruhesuchenden. Dieß sich nun Meister Spohr irgendwo blicken, so glaubten sämtliche Musikanten ihn dadurch besonders ehren zu müssen, daß sie sofort Tessonda einen Selam winden oder Zemire über die Nase entzückt sein ließen oder sonst seine Arien und Lieder greulich verstümmelt ableierten. Wir waren

oft in Verzweiflung darüber. Spohr aber zog immer lächelnd seine Börse, sprach freundlich mit allen und lobte wohl gar ihren von uns verwünschten Eifer.

Eines Tages aber versprach er uns einen weiten Spaziergang, auf dem wir von Musik verschont bleiben würden. Wir waren entzückt. Schon eine Stunde dauerte unsre Wanderung und noch hatte die Karlsbader Muse uns gemieden. Die einsame, von uns endlich erreichte Höhe bot den herrlichsten Blick in das tief unter uns sich breitende Tepelthal. Aus der Ferne glänzte der Silberstreif der Eger, das blaue Erzgebirge umrahmte das weite Panorama. Ringsum standen prächtige Edeltaunen, und wir saßen auf den weichsten Sophas von schwellendem Moose. Alles ward gepriesen, zumeist aber die tiefe, nur vom rauschenden Bach oder dem Vogelgesange belebte Waldesstille. Spohr schien dies ganz mit uns zu fühlen. Er war heiterer als je und erzählte uns auf dem Rückwege viel von seinem Zusammensein mit Goethe und Jean Paul, und wie letzterer einmal beim Anhören eines Quartetts von ihm ganze Szenen geträumt und ihm dann erzählt habe. Goethe besaß viel weniger musikalisches Verständnis; ein Operntext, den er ihm geschrieben, war unbrauchbar und seine Urteile über Musik seien nicht immer richtig gewesen. „Jean Paul aber hat mich ganz verstanden“, fuhr er fort. „Es war, als ginge mir selbst ein höheres Licht auf, als er mir erzählte, was er während meiner Musik geschaut.“ Und nun teilte er uns die Phantasiegebilde des Dichters mit und gab uns einige der betreffenden Passagen teils leise summend, teils ihren Charakter schildernd an. Wir meinten alles zu hören, so treffend führte er uns in den Geist seiner Komposition ein. Da — plötzlich schreckt uns ganz in der Nähe das Kraken einer Geige aus allen poetischen Träumen. Ein blinder Geiger handhabte seine alte Schachtel lauter und entsetzlicher, je näher wir kamen. Schnell schlugen wir, um aus dem Bereich des Unglücklichen zu kommen, einen Seitenpfad ein. Spohr aber blieb stehen. „Meinem Kollegen darf ich nicht so aus dem Wege gehen“, sagte er. Darauf eilte er rasch zu dem Spieler, hörte sein ohrzerreißendes Gefiedel eine Weile ruhig an, sprach liebevoll mit ihm und warf ihm ein Silberstück in den Hut. Zum Abschied aber beugte er seine hohe Gestalt über den auf der Erde kauern den Blinden und legte seine schöne Hand, die so himmlische Töne hervorzulocken verstand, in die knöchernen des Alten, der sein lichtloses, von grauem Haar umwehtes Antlitz dankend zum Himmel erhob, als wäre ihm ein Engel erschienen. Wir umstanden gerührt die beiden Männer. Die allbekannte Güte, mit der Spohr talentvolle Musiker unterrichtete und unterstützte, dürfte zum Teil aus dem Gedanken hervorgegangen sein, dem ihn so sehr begünstigenden Schicksale eine Dankeschuld abzutragen. Hier wirkte unmittelbar sein edles, menschlich fühlendes Herz.

Oft wurde Spohr in Karlsbad aufgefordert, ein Konzert zu geben oder wenigstens an einem solchen sich zu beteiligen. Namentlich Damen der höhern Aristokratie bestürmten ihn mit ihren Bitten. Er schlug es stets, als zu angreifend für ihn während der Kur, aus. Auch in Kassel hatte er in letzter Zeit nur selten noch öffentlich gespielt. Umso überraschender war mir eine, mir eines Morgens zukommende Einladung: „Da er wisse, daß mir Musik Freude mache, möge ich doch zu einer kleinen Matinee kommen; er werde spielen.“ Was bewog ihn plötzlich dazu? Woll freudiger Erwartung fand ich mich noch vor der bestimmten Zeit in seiner Wohnung ein. Der Meister stand schon vor dem Flügel, auf dem ihn seine Frau so vortrefflich zu begleiten wußte. Er besaß die Pünktlichkeit eines Geschäftsmannes und liebte sie auch an andern. Die geniale Ungezogenheit so vieler Künstler, Zeit und Stunde zu vergessen — als ob das Genie nicht vor allem Ordnung im Leben und Schaffen brauche! — war ihm durchaus fremd. Bald nach mir erschien der

kleine Kreis der Geladenen. Ganz zuletzt, aber doch mit dem Glockenschlage, trat ein blinder Doktor aus Prag, von einer bleichen Frau geführt, ein. Sein Unglück war uns bekannt und auch seine schwärmerische Liebe für Musik. Ihm und noch andern Leidenden zur Freude hatte sich Spohr entschlossen zu spielen.

Und er verstand es, einen Himmel reinsten Glückseligkeit um uns zu verbreiten. Es waren meist kleinere Piecen, die er vortrug, darunter die schöne Reisesonate (Op. 96): „Erinnerungen an eine Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz.“ Aber welche Anmut, wechselnd mit dem liebenswürdigsten Humor, in diesen einfachen Weisen! Das herrlichste aber blieb immer der Vortrag. Man vergaß, daß eine menschliche Hand den Bogen führte. Die Töne schienen wie himmlischer Gesang in der Luft zu schweben, mit reinsten Glückseligkeit die Seele erfüllend. Kein stürmisches Entzücken, kein leidenschaftlicher Schmerz, nicht einmal hoherregte Sehnsucht, sondern göttlicher Friede, die wohlthuendste elegische Empfindung schienen sich in unser Dasein voll Kampf und Leid herabzusetzen. Wenn, wie der Dichter sagt, Musik die Sehnsucht ist, zu Gott zu kommen, so hatten diese Töne schon eine Staffel der Himmelsleiter erstiegen.

Ich habe vor einigen Jahren einen der ausgezeichnetsten neueren Klaviervirtuoson gehört, und die staunenswerte Technik, die großartige Leidenschaft seines seelenvollen Spiels ließen meine Pulse in Bewunderung und nie empfundener Aufregung schlagen. Wie anders Spohr in seiner idealen harmonischen Welt, seiner über dem Leben schwebenden Heiterkeit!

Wir saßen, als er geendet, in sprachlosem Entzücken. „O mein Gott, wie schön!“ unterbrach endlich der blinde Doktor die Stille, seiner Frau, die mit seligem Lächeln zu ihm hinblickte, die Hand reichend. Das war ein Sternenblick in meine Nacht — konnte man in seinen verklärten Zügen lesen. Uns Sehenden erging es nicht anders. Wir meinten noch im Äthermeer dieser Töne zu schwimmen, als sie längst verklungen waren. Mein Arzt, ein ernster, vielgeplagter Mann, dessen Gemüt sich trotz abstumpfender Gewohnheit nur zu sehr mit seinen Patienten beschäftigte, versicherte mir, daß er den ganzen Tag in einer Heiterkeit umhergewandelt sei, die ihm selbst wahrhaft rätselhaft erschien. Als ich nachmittags, noch ganz erfüllt von dem mir gewordenen Eindrucke, glücklich mich in den schönen Umgebungen der Stadt erging, fiel mir ein, daß ich eigentlich Spohr garnicht so gedankt hatte, wie ich es fühlte. Ich pflückte, dies nachzuholen, einen Strauß Waldblumen, schrieb ein paar Verse des Dankes dazu und sandte ihm am Abend die kleine Gabe. Er war gütig genug, sich darüber zu freuen, dankte mir mit herzlichen Worten und wurde nicht müde, sie Freunden zu zeigen und zu rühmen. Mich selbst aber ermahnte er, fortan beim Sprudel solche poetische Aufregungen zu vermeiden. Noch nach Jahren bemerkte ich in Kassel den kleinen Waldblumenstrauß getrocknet unter andern ihm gewordenen kostbaren Geschenken in einem Glaschrank seines Musiksaales. Seine Künstlerseele, männlich im Handeln, fern von aller Sentimentalität, umschlang Großes und Kleines mit gleicher Innigkeit.

Außerten wir in Gesellschaft unsers Meisters unser Entzücken über die wunderbaren Umgebungen Karlsbads, mischte er sich nur selten ins Gespräch. Man konnte meinen, es fehle ihm an eigentlichen Verständnis für die Schönheiten der Natur. Eines Tages forderte er mich zur Teilnahme an einer Fahrpartie nach dem Städtchen Ellbogen auf. Ich sagte freudig zu; war es ja schon ein Glück, mit ihm zusammen zu sein. Wir packten uns — außer Spohrs und mir noch ein Jugendfreund von ihm — in einen vierstzigen Wagen, neugierig der Dinge harvend, die da kommen sollten. Zu meinem Erstaunen erließen wir das romantische

Tepelthal nud bogen in das einförmigere der Eger ein, zur Seite den schläfrigen Fluß, weiterhin eine wellige Hochebene, auf der uns nach einiger Zeit auch der Fluß und die fernern blauen Berge entschwanden. Spohr saß mir schweigend gegenüber; der Freund aber begann in komischen Seufzern seiner Enttäuschung über diesen langweiligen Weg Luft zu machen. Ich stimmte ihm im stillen bei. Nach einiger Zeit begann wenigstens der Wind mit Hüten und Kleidern eine ziemlich stürmische Unterhaltung; wir begrüßten ihn frohlockend mit humoristischem Pathos, aber Spohr mochte von dem zudringlichen Gesellen nichts wissen und beklagte sich höchlichst über ihn. Wir hüllten ihn sorgsam in unsre Plaids wie einen Pascha; er lächelte dankbar. So ging die Reise ohne Aufenthalt weiter. Der Freund wurde immer ungeduldiger, was denn aus dieser interessanten Tour eigentlich noch werden sollte. Spohr rechtfertigte sich mit keinem Worte, und wir ergaben uns mit komischer Resignation in unser Geschick.

Endlich hielt der Wagen vor einem unscheinbaren Chauffeehause. Der Kutscher öffnete den Schlag, und wir stiegen aus. Mit mißmutigem Erstaunen betrachteten wir diese verschimmelte Reliquie vergangner Zeiten und bemerkten nicht, daß Spohr, alles im Stiche lassend, mit großen Schritten fürdaß ging. Nach einer Weile folgten wir ihm und standen plötzlich in sprachlosem Entzücken festgebannt. Eine Zauberwelt lag vor uns. Aus dem romantischen Rund eines kleinen, von der Eger umströmten Waldthales hob sich tief unter uns ein steiler Felskegel hoch wie ein Wunder empor, und auf ihm thronte, dicht zusammengedrängt und amphitheatralisch in das Gestein gebaut, die traumversunkene Stadt Ellbogen, von gothischer Kirche und altem Schloß von steilster Höhe aus beherrscht. Gleich einer verwirklichten Sage stand das Bild uns gegenüber. Eine zierliche Kettenbrücke wölbte sich über dem grünen Abgrund, der uns von der dunkeln Häusermasse noch trennte. Wir betraten wie bezaubert ihre schwankenden Bogen, schritten zwischen den dunkeln Erkerhäusern hin, vor uns das aufstrebende Kirchenportal und das wie in der Luft schwebende Kreuz eines halbverwitterten Brunnens, um uns dunkelschattige Bogengänge vor den Häusern. Eines derselben nahm uns in seine Kühle auf. Spohr schritt noch immer schweigend voraus durch den Bau und den engen Hofraum in ein Hinterhaus auf einen Söller. Und hier öffnete sich ein Paradies zu unsern Füßen; die lieblichste Idylle des kleinen Thales, über dem wir fast in der Luft schwebten, den Felsen mit der düstern Häusermasse wie ein anmutiges Kranzgewinde umschlingend.

Später führte uns Spohr hinunter, alle verborgnen Geheimnisse in Feld und Wald uns erschließend. Dabei hatten wir den Blick auf Stadt und Schloß in den verschiedensten malerischen Gruppierungen. Spohr schien diese Gegend wahrhaft studirt zu haben. Er ging wie mit einem Zauberschlüssel vor uns her, und sein Antlitz strahlte in seltener Heiterkeit, wenn er uns auf neues aufmerksam machen konnte und wir in begeisterte Rufe ausbrachen. „Und davon hat uns dieser wunderbare Mensch auch nicht ein Sterbenswörtchen gesagt!“ rief der Freund einwärts andremal. Ja, Spohr ist ebensogroß im Schweigen wie auf seiner Violine! Wir hätte es das Herz abgedrückt, und niemand wäre überrascht worden.

Wir hatten bei unserm vorausgehenden Mißtrauen nicht daran gedacht, daß Spohr eigentlich nie über zu erwartendes sprach, wenn er eine Partie vorschlug, und dadurch den Eindruck stets erhöhte. Ganz anders der Freund, in Temperament und Wesen sein völliger Gegensatz und doch von früher Jugend an eins mit ihm in den edelsten Sympathien. Bei ihm sprudelte Gedanke und Empfindung schon im Entstehen hervor, bei Spohr blieb das Beste lange verschlossen, um, wenn es

sich endlich äußerte, dann umsomehr zu entzücken. Über seine Lippen ging kein Wort, das nicht den Ausdruck seines Wesens atmete und in innigster Harmonie mit seinem Handeln stand. Selbst gewöhnliche Höflichkeitsformen gewannen bei ihm andere Bedeutung als bei andern, die dabei nichts denken und fühlen. Selten z. B. fragte er jemanden: „Wie geht es Ihnen?“ That er es aber, so konnte man überzeugt sein, daß es ihm wirklich am Herzen lag, zu erfahren, daß es dem Gefragten gut gehe, ja daß er dazu, wenn irgend möglich, beitragen werde. Als er einmal diese Frage an mich gethan, bemerkte ich, daß er wie ein Vater die Hand über mich hielt, gleichsam als wolle er mich vor allen schädlichen Einflüssen behüten.

Ich fand auch Veranlassung, seine Erfahrung und Umsicht zu bewundern, mit der er fast ärztlich genau die verschiedenen Brunnen Karlsbads studirt hatte, sodaß er den besten Rat geben konnte. Er selbst lebte streng der Kur gemäß. Maß in allen Dingen schien überhaupt sein Grundsatz zu sein, im Gegensatz zu manchen andern excentrischen Künstlernaturen, und ich glaube kaum, daß die Reise der Jahre allein ihm diese hohe Ruhe und wohlthuende Harmonie gegeben hat. Sie schienen zu den Anlagen seines innersten Wesens zu gehören. Dies schloß die tiefste Innigkeit keineswegs aus, die sich auch im schönsten ehelichen Zusammenleben offenbarte. Er besaß die Zärtlichkeit eines Bräutigams, wenn auch ohne Leidenschaft. Der Augenblick, wo seine Frau am Brunnen erschien, den er, gewohnt zeitig aufzustehen, etwas früher besuchte, war stets ein so innig beglückender, daß man wähnte, ein junges Paar in den Flitterwochen zu sehen. Wurde dann noch von der wirklich trefflichen Kurkapelle ein gutes Stück gespielt, dann zeigte sich sein ganzes Wesen glücklich und verklärt.

So war Spohr edel, wahr, willenskräftig, bei aller Innigkeit der Empfindung, ein echt deutscher Charakter. Seine Erscheinung und das Zusammensein mit ihm wird mir unvergeßlich bleiben, und allen wird es so gehen, die das Glück hatten, ihn näher kennen zu lernen.

In welchem herzlichem, traulichem und förderndem Verkehre Spohr mit seinen Schülern stand und blieb, davon mag folgender Brief zeugen, den er an den von ihm seinerzeit unentgeltlich unterrichteten und zu vollendeter Ausbildung gebrachten August Kömpel aus Brückenau richtete. Kömpel, damals Kammermusikus in Hannover, lebt jetzt als großherzoglich sächsischer Konzertmeister in Weimar und gelangte auf Spohrs Wunsch in den Besitz der herrlichen, wertvollen Violine des Meisters. Er ist unbestritten einer der hervorragendsten Künstler auf seinem Instrumente und der ausgezeichnetste Interpret der Werke seines großen Lehrers.

Cassel den 8ten März 1858.

Lieber August,

Da ich heute an dich zu schreiben habe, so erinnere ich mich, daß ich dir noch für deine herzliche Theilnahme an meinem Unfalle zu danken habe!*) Zuerst also

*) Spohr hatte das Unglück, am zweiten Weihnachtstage 1857, bei seinem täglichen gewohnten Gange nach dem Vespemuseum, in der Abenddämmerung auf der am Eingange desselben befindlichen Treppe auszugleiten, zu fallen und den linken Arm zu brechen. Die Heilung ging zwar über Verhoffen schnell und glücklich von statten, und auch der Versuch, auf seinem Instrumente wieder die einstige Kunstfertigkeit zu erreichen, schien anfangs befriedigend auszufallen; dennoch gewann er bei den mit großer Ausdauer lange fortgesetzten

meinen herzlichsten Dank für deinen theilnehmenden Brief, den ich damals, wie ich ihn erhielt, nicht beantworten konnte. Jetzt bin ich zwar von den Ärzten als geheilt entlassen, muß aber den gebrochenen Arm noch fortwährend in der Binde tragen und werde ihn zum Geigen wohl nie wieder gebrauchen können, weshalb es wohl das letzte Mal gewesen seyn wird, daß ich in der Quartettparthie bey Frau von Malsburg*) in der Woche vor Weihnachten vor Zuhörern gespielt habe. So tragisch dieß für mich und meine Familie ist, so muß ich mich mit dem Gedanken trösten, daß es überhaupt nur wenigen Menschen vergönnt sein wird, so hoch ins Alter hinauf überhaupt noch musiciren zu können! und daß ich mich daher mit dem Genossen wohl begnügen kann! Bey alledem werde ich versuchen, ob ich von meiner frühern Fertigkeit im Geigen durch neue Studien so viel wieder gewinnen kann, um mit meiner Frau privatim musiciren zu können, was ihr immer so viel Freude machte, und worum ich sie nicht gern ganz bringen möchte. Ich werde jeden Morgen von nun an daher einen Versuch zum Geigen machen und hoffe es durch Ausdauer dahin zu bringen, daß ich das Genannte erreiche! — Doch nun zum eigentlichen Gegenstande dieses Schreibens.

Der Überbringer dieses Briefs**) ist einer meiner bisherigen Schüler und zwar einer der am meisten begabten! jedenfalls sehr eifrig und fleißig! Er wünscht sehnlich bey dir seine Studien fortzusetzen, weil du meiner Schule, wie er gefunden, so oft er dich hier gehört hat, von allen meinen Schülern am treuesten geblieben bist. Er komt deshalb um dich zu bitten, ihn als Schüler anzunehmen, selbst nach Hannover, um zugleich Erkundigungen einzuziehen, wie viel ihm sein dortiger Aufenthalt im Ganzen wohl kosten könne? Er ist nämlich Jude und hat den Unterricht bisher gratis bey mir gehabt. Jetzt haben sich aber einige reiche Judenfamilien seiner angenommen, die den Unterricht bezahlen und die übrigen Kosten des Aufenthaltes in Hannover tragen wollen. Meine Bitte ist nun, daß du ihn nicht zurückweist, denn er ist, wie gesagt, nicht ohne Talent und sehr eifrig und wird dir daher Ehre machen! Prüfe ihn nur.

Ich hätte so große Lust dich einmal wieder zu hören. Würde es dir nicht auch Vergnügen machen, einmal wieder in unserm Abonnementconcerte zu spielen? Gewiß würde der Herr Amtsrath***) gern mit dir herreißen! Du weißt, daß wir dir kein Honorar offeriren können. Es haben aber bereits 4 fremde Künstler hier concertirt, die ihr Weg hier durchführte, und die deshalb auf das Honorar verzichteten. Überleg es dir einmal und schreib mir, ob und wann es seyn kann. Wir haben noch nach dem Charfreitage, wo Mendelssohns Elias gegeben wird, die 2 letzten Abonnementconcerte.

Übungen die schmerzliche Überzeugung, daß der Arm die erforderliche Kraft und Elastizität nicht wieder erlangen, er durch sein Spiel sich selbst nicht mehr genügen würde, und trauernd legte er nun die geliebte Geige zur Ruhe.

*) Zu dem intimsten Freundeskreise Spohrs zählte der Oberhofmarschall Otto von der Malsburg und seine kunstfönnige Gattin, Frau Caroline von der Malsburg, eine vorzüglliche Klavierspielerin. Ihr ist das erste Spohrsche Trio, op. 119, gewidmet.

**) Tannenbaum, aus dem in der Nähe Kassels liegenden Dorfe Wolfshagen. Er ging später nach Amerika, wo es ihm gelang, sein Talent für Kompositionen leichtern Genres, also Tänze, Märsche, Salonstücke u. s. w. glücklich zu verwerten. Als Violinspieler scheint er nichts hervorragendes geleistet zu haben.

***) Amtsrath von Rueder auf Catlenburg, der väterliche Freund und Förderer A. Kömpeks.

Lebe wohl lieber August und theile gefälligst den Inhalt dieses Briefes dem Herrn Amtsrath mit.

Mit herzlicher Liebe ganz

der deinige
Louis Spohr.

Den Schluß dieser Erinnerungsblätter möge ein Bruchstück aus einem Briefe bilden, den die verehrte Gattin Spohrs neun Tage nach des Meisters Hingange an den langjährigen, ihm in treuester Anhänglichkeit verbundenen Freund desselben, den obengenannten Amtsrath Lueder richtete.

Kassel, 1 Nov. 1859.

Hochgeehrter Herr Amtsrath!

In Thränen sitzend und sinnend über beinahe dreißig theilnahmevollen lieben Briefen, von denen ich erst drei zu beantworten vermochte, traf mich vor einer Stunde der Postbote, indem er mir von Neuem eine ganze Handvoll überreichte, unter denen ich schon von Weitem Ihre liebe Handschrift erkannte, die so mannigfach wehmütig schöne Empfindungen in mir wachrief. Schnell war nun die Wahl getroffen: Sie, der treue langbewährte Freund meines geliebten Spohr sollen nicht auf Antwort, nicht auf den Dank für Ihre liebevolle, herzlich ausgesprochene Theilnahme und Gefinnung warten, wenn mir auch jetzt immer nur wenig flüchtige Momente zum Schreiben vergönnt sind.

Mein Herz ist zerrissen von tiefstem Schmerze — — — doch immer und immer muß ich dann zum Troste mir wieder sagen, daß ihm ja jetzt sicher wohl ist, daß er gefunden, wonach er im letzten Jahre so oft und entschieden in sehnfüchtigen Worten verlangte: Ruhe für den gealterten Körper, Befreiung für seinen unsterblichen Geist, der die beengenden Schranken hier nicht länger mit Gleichmut zu tragen vermochte, nun aber — so dürfen wir hoffend glauben — von reinen, himmlischen Harmonien umgeben ist. Seitdem er in seiner Kunst nicht mehr wirken konnte, überhaupt Abnahme seiner Körper- und Geisteskräfte fühlte, seit etwa zwei Jahren, war Lebenslust und Lebensmut mehr und mehr von ihm gewichen, und auch mein bis dahin so reines Lebensglück ward tief getrübt durch Sorge und Kummer über seinen freudlosen Zustand, seine Schlaflosigkeit und furchtbare nervöse Aufregung und Unruhe während der Nächte, die mehr und mehr auch am Tage mit matter Abspannung wechselte und kämpfte. Sonntag Morgen (d. 16 Oct.) ging eine, wohl nur mir bemerkbare Veränderung mit ihm vor, indem eine ungewöhnliche Milde und Ergebung über seine Züge und sein ganzes Wesen sich ergoßen, während er doch meiner Schwester, die uns besuchte, auf ihre Frage nach seinem Befinden ganz einfach antwortete: es fehlte ihm eben nur allenthalben. Abends besuchte er noch ein Stündchen das Lesemuseum, kam aber von da (wie gewöhnlich durch den Bedienten abgeholt) so sehr erschöpft nach Haus, daß wir nur mit vereinten Kräften ihn später in sein Bett bringen konnten, wo er aber dann so behaglich und friedlich lag, wie wir seit langer Zeit nicht erlebt hatten. Er selbst äußerte sich am andern Morgen noch recht vergnügt, endlich einmal eine ruhige, gute Nacht gehabt zu haben, blieb aber in dieser Ruhe so ungewöhnlich still liegen, daß es mir anfangs ängstlich zu werden, und der herbeigerufene Arzt mir denn auch bald erklärte, ich möge Gott danken, er werde wohl sanft und friedlich entschlafen, wie er so oft es gewünscht. Sein innerlich kräftiger, gesunder

Körper war schuld, daß es dennoch volle fünf Tage dauerte, bis er den letzten Atemzug aushauchte. Waren diese Tage und Nächte nun auch für mich und die sonstigen Angehörigen, die selten sein Bett verließen, über alle Beschreibung ergreifend und herzerreißend, so bleiben sie mir doch eine teure, schöne Erinnerung, denn süßer Friede lag unverändert in seinen Mienen, und während er halb bewußtlos dalag, erkannte er mich noch bis zum vorletzten Tag, schlug oft seine lieben, klaren Augen nach mir auf und zog mit mattem Arm meine Hand an seine Lippen. Die Erinnerung an diese letzten Liebeszeichen werden mich, schmerzlich tröstend, durchs fernere verödete Leben begleiten!



Die Reichshauptstadt im Roman.



aß Berlin Weltstadt im größten Sinne geworden ist, weiß jedermann, daß es ein andres Paris werden möchte und sich gewisse Auffassungen der französischen Hauptstadt, vor allem die sichere Selbstgenügsamkeit und die souveräne Gleichgiltigkeit gegen das, was auf geistigem Gebiete außerhalb der Mauern des Zentrums vorgeht und entsteht, anzueignen sucht, will von mehr als einer Seite behauptet werden. Die Unmöglichkeit aber, daß alles deutsche Leben in Berlin aufgehen könne, stellt sich mit jedem neuen Tage neu heraus und braucht nicht erst des breitem erörtert zu werden, und so wird wohl auch die Zeit fern bleiben, wo der deutsche Roman seinen einzigen Schauplatz in der Reichshauptstadt findet. Fällt es doch selbst den englischen Romanschriftstellern nicht ein, ihren umfassenden Erfindungen durchgehend die Viermillionenstadt, die denn doch noch in ganz anderm Sinne als unsre Reichshauptstadt Welten in sich einschließt, zum Hintergrunde zu geben. Es würde eine verzweifelte Armut unsrer Lebensdarsteller verraten, wenn ihnen die gesamte deutsche Welt in dem Raume zwischen Friedrichshain und Tiergarten, Wedding und Hasenhaide aufginge. Aber da diese Gefahr im Ernste nicht besteht, bleibt nur zu wünschen, daß das große und mächtige Stück deutschen Lebens, das in der Reichshauptstadt konzentriert ist, auch in der Dichtung zu bedeutender Erscheinung gelange. Ansätze sind genug dazu vorhanden, ein wirklich groß angelegter, aus der ganzen Tiefe des reichshauptstädtischen Lebens schöpfender Roman ist uns nicht bekannt. Bedeutende Episoden und sehr zutreffende Einzelschilderungen sind in erzählenden Werken Friedrich Spielhagens, Theodor Fontanes, Karl Frenzels vorhanden. Aber selbst die ausgedehnten Zeitromane Spielhagens geben doch nur ein sehr unvollständiges Bild des Lebens und Treibens der größten deutschen Stadt, und namentlich die ältern schieben die Fortschrittsmütter und Kammerweiber in